

■ Christoph Schneider

Juden. Geld. Eine Vorstellung

Ausstellung vom 25. April bis 6. Oktober 2013 Jüdisches Museum Frankfurt am Main

Gleichnamiger Katalog: Fritz Backhaus, Rafael Gross und Liliane Weissberg (Hg.) im Auftrag des Jüdischen Museums, Frankfurt am Main (Campus Verlag) 2013, 428 S., 19,90 € (z. Z. nicht lieferbar)

Vorhang auf!

»In jedem Juden wohnt eine geheime Gabe der Metamorphose [...] Er ist zu jeder Wandlung fähig, ohne den Stempel seiner Rasse zu verlieren, er kann sozusagen aus seiner Haut heraus, ohne deshalb weniger Jude zu sein; er ist ein Mensch, der, je mehr er sich wandelt, sich desto weniger ändert. Er gleicht einem weich gemachten Metall, das sich in alle Formen gießen, sich jeden Stempel aufdrücken lässt, ohne seine Substanz zu ändern.«¹

1.

Am Beginn der Ausstellung warten Shylock und Nathan. Der Eine, aus Shakespeares *Kaufmann von Venedig*, fordert, als die Schuld nicht beglichen werden kann, womit der Bürge gehaftet hat: das Pfund Fleisch aus seinem Körper. Der Andere, Lessings *Nathan der Weise*, verleiht das Geld, verzichtet auf Sicherheiten und gibt Weisheit noch dazu. Verkörperungen von Shylock und Nathan in Porzellan zeigen den einen auffällig oft als Gefäß, den anderen als Propheten. Daneben läuft ein Video. Zu sehen ist ein Schauspieler in der Maske, die Kamera ist sein Spiegel, wir beobachten die Verwandlung des Darstellers in Shy-

lock. Ob er der böse, Nathan aber der gute Jude genannt werden könne, sei nicht die Frage, so der Kommentar der Ausstellung, entscheidend sei, dass beide reich sind. Reiche Juden.

Die Ausstellung *Juden. Geld. Eine Vorstellung* verweist zu Beginn nachdrücklich auf ihren Untertitel. Mit Vorstellung ist dreierlei gemeint: die Einbildung, das sich ereignende Schauspiel und der Modus, sich bekannt zu machen. Der geschulte Konstruktivist versteht: Wir erkennen den reichen Juden nicht nur durch literarische Figurationen hindurch, sondern auch in konkreten Verkörperungen durch charismatische Schauspieler, die ihrerseits wieder zum Bild wurden, das als Lithografie oder Bildpostkarte kursierte. Den Schauspieler von der literarischen Figur und beide zusammen von empirischen Juden abzulösen und eine Vorstellung zu geben, wie die Verknüpfungen entstanden, könnte die Aufgabe sein, der sich diese Ausstellung stellen will.

Im Mittelpunkt stehen dann zunächst historische Zusammenhänge auf dem Gebiet des heutigen Deutschlands und Österreichs, auf die sich solche Vorstellungen beziehen konnten. Dargestellt wird der Ausschluss der Juden aus den Zünften, das Verbot, Land zu erwerben. Juden wurden im Mittelalter abgedrängt in den Handel. Der Geldverleih war verpönt, hatte aber eine ökonomische Funktion. Zwar gab es auch christliche Geldverleiher, ihnen aber wurde, was den Juden gestattet war, als Verstoß gegen religiöse Vorschriften angekreidet. Glaubenssätze und obrigkeitliche Regelungen schufen eine soziale Wirklichkeit, in der *Jude* und *Geld* zusammenrückten. Das gab der Verdammung des wuchernden Juden durch die Kirche Plausibilität: Vorstellungen konnten sich auf Erfahrungen stützen und Rationalität reklamieren.

Auch wenn der Aufbau der Ausstellung suggeriert »am Anfang war die Vorstellung«, so dominiert doch zunächst die realgeschichtliche Erzählung. Diese bekannte Anordnung durchzieht die Ausstellung,

allerdings in elaborierter Weise, denn spätestens mit den »Hoffaktoren« wird deutlich, dass jene Juden, die nach dem 30-jährigen Krieg eine wirtschafts- und fiskalpolitisch wichtige Stellung bei Hofe bekamen, selbst eine Schauseite ausbildeten. Hoffaktor wurde ein Kaufmann oder eine Kauffrau genannt, der oder die, ausgestattet mit rechtlichen Privilegien, für einen Fürstenhof tätig war. Die Aufgabe bestand darin, Kapital zu mobilisieren, um das Bedürfnis des Hofes nach (Luxus-)Waren und Heereslieferungen zu erfüllen. Dafür mussten Hoffaktoren ihrerseits über Geschäftskontakte verfügen, also bereits einflussreiche Kaufleute sein. Diese Funktion wurde häufig von jüdischen Kaufleuten ausgefüllt: den Hofjuden. Die neue Rolle wirkte auf die Sozialbeziehungen zurück. Hoffaktoren hatten eine Vorstellung davon, wie sie gesehen werden wollten und arbeiteten an ihrer Außendarstellung. Ein Vorgang, der sich wiederholte, als aus den Beratern bei Hofe eigenständige Kapitalisten wurden und bald nicht mehr Fürsten, sondern Staaten Anleihen zeichnten. Nun inszenierten die entstehenden Bankhäuser ihre Macht, sorgten für ein Image und trugen, wie die Rothschilds, selbst zur Legendenbildung bei.

Gegenstand der Ausstellung sind nicht irgendwelche Vorstellungen, die irgendeine Empirie überformen. Wie ein Schatten liegen die antisemitischen Projektionen über dem Sujet. Die Kuratorin hat sich jedoch offenkundig dafür entschieden, die Sache zunächst ohne ihren Schattenwurf zu zeigen und von Juden in Rechts-, Religions- und Geldverhältnissen zu erzählen, bevor sie zu historischen Verhältnissen übergeht, in denen derlei Differenzierungen nicht mehr interessierten. Die Stärke dieser Herangehensweise liegt darin, dass nicht jedem Bild, das reiche und einflussreiche Juden zeigt, eine Abwehrbewegung beigeordnet ist, die den vorstellbaren antisemitischen Reflex blockieren soll. Auf diese Weise erfahren die Besucherinnen und Besucher Details aus der Lebenswirklichkeit jener Menschen, die als

reiche Juden in der Regel hinter dem Stereotyp unsichtbar bleiben.

2.

Das jüdische Museum Frankfurt befindet sich im ehemaligen Rothschild-Palais, einem im klassizistischen Stil errichteten großbürgerlichen Wohngebäude aus dem 19. Jahrhundert. Für die Ausstellung wurde der Eingang verlegt, um die wirtschaftliche Blüte der Bankhausdynastien in reich ausgestatteten Räumen in Szene setzen zu können. Wie schon zu anderen Gelegenheiten so wird auch bei dieser Ausstellung deutlich, dass dieses Haus nicht als Ausstellungshalle konzipiert wurde: Anordnung und Zuschnitt der Räume sind nicht leicht zu bespielen. Hinzu kommt in diesem Fall die Entscheidung für teilweise doppelstöckig angeordnete Exponate, was die Besucherinnen und Besucher gelegentlich in die Knie zwingt. An einigen Stellen ist die Ausleuchtung ungenügend. Dem Zusammenspiel von Schriftgröße, Spiegelung und Lichteinfall fällt manches der sehr interessanten Exponate zum Opfer. Ein Grund mehr, auf den schön ausgestatteten und informativen Katalog zurückzugreifen.

Architektonisch nimmt die Ausstellung Anleihen beim Theater. Bauten sollen Bühne und Hinterbühne suggerieren. Ausstellungsflächen sind so im Raum angeordnet, dass sie die Raumtiefe betonen. Einige Fotografien von Personen, wie sie die zeitgenössische Werbewelt bevölkern, stehen in der Ausstellung und wollen vielleicht zeigen, dass jede Szene neben ihren Figuren auch Betrachter entwirft. Wieso aber Erläuterungen auf drei verschiedenen Tafeltypen erscheinen, bleibt ebenso unklar, wie manch anderes Ausstellungs-element. Insgesamt wirkt der Rekurs auf die Bühne etwas angestrengt und schafft nicht unbedingt die intendierte reflexive Distanz gegenüber der »Vorstellung«.

Die Geschichte *Juden. Geld.* soll nicht unter das Diktat des Antisemitismus gestellt werden. Antisemitismus aber muss ins Spiel

kommen schon deshalb, weil – wie ein ein-drucksvolles Exponat zeigt – bereits die Figurationen von drei der sieben Todsünden (Habgier, Trägheit, Neid) den Juden meinten, mithin bereits der christliche Antijudaismus spezifische moralisch-theologische Positionen aus dem Juden/Geld-Verhältnis entwickelte. Unthematisiert bleibt freilich, dass die Vorstellungen von diesem Verhältnis begleitet wurden von Vorstellungen über Brunnenvergiftung, Ritualmord und Hostienfrel, dass also das Bild vom wuchernen Juden Teil eines Ensembles war.

Wie nah die Wirklichkeit gleichwohl den themenspezifischen Stereotypen kommen konnte, zeigt sich bei den Münzentrepreneurs. Zum Geldhandel, in dem einige Juden tätig waren, gehörte im 18. Jahrhundert der Handel mit Edelmetallen und die Versorgung der Münzstätten mit Prägemetall. Ab 1755 wurden unter Friedrich dem Großen den bis dahin nur das Edelmetall liefernden jüdischen Geschäftsleuten Münzstätten verpachtet. Sie konnten nun selbst Münzen ausprägen. Nur bei einem Teil der Münzen, dem so genannten Kurantgeld, mussten sich Material- und Nominalwert entsprechen, bei den »Scheidemünzen« durfte der Materialwert geringer sein. Zur Kriegsfinanzierung wurden zudem Kriegsmünzen mit verringertem Silbergehalt ausgegeben. Unter dem immer gleichen Konterfei des Herrschers verliert die immer gleiche Münze an Wert – und wer steckt dahinter? In solchen Momenten kommt der kuratorische Ansatz zu seinem Recht. Es würde von unangemessener Defensive zeugen, vor allem aber von Unkenntnis der Mechanismen des Antisemitismus, wollte man Geschichten, auf die sich die antisemitische Weltsicht stützte, nicht erzählen.

Unabhängig davon stellt sich jedoch die Frage, wie Vorstellungen zu ihrem Gegenstand stehen. Was über die empirischen Eigenschaften des Gegenstands hinaus beeinflusst sie? Spätestens bei den Rothschilds und ihrem sagenhaften Reichtum wird es schwierig, der Überdeterminierung

des verbreiteten »Wissens« mit so genannten Fakten beikommen zu wollen. Die Ausstellung behandelt die Frage, wodurch sich Vorstellungen verselbständigen, nicht und läuft damit Gefahr, dass der Eindruck entsteht, Antisemitismus sei schlicht die Folge falscher Vorstellungen, das Fehlverständnis einer verwirrenden Wirklichkeit.

Der Abteilung, die die spezifisch jüdische Wohltätigkeit (Zedaka), das Geben gemäß jüdischer kultureller Regeln (nicht als Ablass, überhaupt nicht als Form, die eine jenseitige Gutschrift erwartet) zum Gegenstand hat, folgt ein Raum, der sich der Verwissenschaftlichung des Verhältnisses Juden/Geld widmet. Inszeniert als bunter Strauß von Ansätzen und Zitaten wird eine illustre Schar von Autoren aufgeführt, die in ihren gesellschaftstheoretischen, national-ökonomischen, philosophischen und literarischen Zugriffen jeweils Vorstellungen der notorischen Konstellation ausbuchstabiert haben: Max Weber, Werner Sombart, Karl Marx, Gustav Freytag, Max Horkheimer und Theodor W. Adorno, Siegfried Krauer. Zwar wird Sombart im Begleittext diskreditiert – das Ressentiment im Gewand der Wissenschaft –, ansonsten aber signalisiert dieser Reigen nicht mehr, als die Virulenz des Themas. Die Ausstellung selbst bezieht sich auf keine Theorie, in ihrer Welt gibt es nur Empirie und Vorstellungen. Spätestens jetzt hätte es jedoch eine Klärung des Begriffs der Vorstellung, insbesondere seiner Grenzen bedurft.

Nahe läge es, Vorstellungen von Projektionen zu unterscheiden. Alle Welt macht sich ständig Vorstellungen, aber die meisten Menschen halten es für denkbar, dass sie sich falsche Vorstellungen machen. Anders im Fall der Projektion. Eine Projektion ist mit erheblich mehr psychischen Energien besetzt und sie ist anderen Ursprungs. Der Unterschied tritt spätestens zutage, wenn widersprochen wird: Eine Projektion zu revidieren, hat nicht nur eine Korrektur des Blicks auf die Sache zur Voraussetzung, sondern auch eine Einsicht in die Systematik

des Zuschreibungsprozesses. Beides zugleich anzustoßen, hat die Aufklärung bislang stets an ihre Grenzen gebracht.

Projektionen, die sich auf Juden werfen, haben eine Genese, die nicht allein mit dem Verweis auf deren ambivalente sozialhistorische Rolle erzählt werden kann. In der Entwicklung zur kapitalistischen Gesellschaft erfasst die Ökonomie, ein rationales, über Sachen und sachliche Verhältnisse (Eigentum und Tausch) vermitteltes Machtverhältnis, alle menschlichen Beziehungen. An die Stelle persönlicher Macht tritt unpersönliche. In diesem Prozess der Ökonomisierung der menschlichen Beziehungen wird jeder Gegenstand ersetzbar, jeder Mensch austauschbar. Der unpersönliche Tauschakt und die ihm zugrundeliegenden Verhältnisse ebenso wie die unpersönlichen Machtverhältnisse werden in persönliche Beziehungen rückübersetzt. Das Geld als vom Münz-/Materialwert abgekoppeltes Tauschmittel wird mit seinen geheimnisvollen und nicht kontrollierbaren Eigenschaften auf personifizierbare gesellschaftliche Instanzen bezogen (vgl. das vorangestellte Zitat von Lombroso): Das »jüdische Wesen« ist die Entität, durch die das Undurchschaute geordnet, das Widrige erklärt und das Abstrakte konkret wird. Von welchen historischen Konstellationen dergleichen begünstigt wird, vermag die Rekonstruktion der Konstellation Jude/Geld zu erhehlen – auf je spezifische Weise waren Juden identifizierbar als Tauschagenten –, nicht aber woher der ungeheure Bedarf nach Personifikation kommt und welche spezifischen Energien in diesem Prozess freigesetzt werden.

Die Ausstellung konzentriert sich an diesem historischen Übergang auf die Einführung des Papiergelds und – indem sie die Schwere des Goldes sinnlich erfahrbar macht – auf die Schwierigkeit, dem bedruckten Papier auch nur annähernd das gleiche Vertrauen entgegenzubringen. Nicht einmal angedeutet ist, welche sozialen Verwerfungen in dieser Epoche entstanden, welcher

Grad von Mobilisierung und Desorientierung (auch Desintegration) mit den neuen Akkumulationsformen einherging. Rätselhaft bleibt somit, wie unter Einbezug der Verzahnung Juden/Geld ein derart realitätsmächtiges wie phantasmatisches Weltwissen massenhaft entstehen konnte.

Die Ausstellung informiert darüber, dass es immer auch arme Juden gegeben hat, thematisiert jedoch nicht die entsprechenden Vorstellungen. Mit dem Bild vom märchenhaft reichen, vom weltmächtigen Juden korrespondierte die Gestalt des zerlumpten, kranken, ansteckenden Juden, des am Bild des Aussätzigen geformten (Ost-)Juden. Gerade darin, dass der Antisemitismus völlig gegensätzliche Figuren als jüdisch charakterisierte, lässt sich die zugrunde liegende projektive Energie erkennen. Anhand der Erkundung des Zusammenspiels von empirischen Kaufleuten, Warenhausbesitzern und Privatbankiers mit den Bildern und Vorstellungen über sie, lässt sich nur ein Teil der Geschichte erzählen. Darüber hinaus wird man, wenn der Antisemitismus und seine Wirkmächtigkeit zum Gegenstand der Erörterung werden, über Personalisierungen und Projektionen reden müssen, ohne auf empirische Juden einzugehen. Spätestens dann, wenn die Vernichtungspolitik thematisiert wird.

3.

Denn die Ausstellung endet nicht im 19. Jahrhundert, sie endet nicht mit der Etablierung des Bürgertums und der Durchsetzung seiner spezifischen Form der Warenproduktion und Distribution, sie endet nicht bei den Karikaturen in der frühen Massenpresse.

Das Papiergeld, dessen Genese aus dem Münzgeld die Besucherinnen und Besucher der Ausstellung zuvor kennengelernt haben, unterlag 1923 rasender Entwertung. Nicht aber die Ziffern stehen im Mittelpunkt der Exponate, sondern die Texte und Reime auf der Rückseite des Notgelds, das infolge der

Hyperinflation gedruckt werden musste. Die antisemitische Projektion besiedelte das materielle Tauschmittel und kam ebenso verlässlich wie im Einzelnen unberechenbar beim Subjekt an.

Die Rekonstruktion des Verhältnisses Juden/Geld führt nach Auschwitz. Mit der Vertreibung der Juden im Nationalsozialismus geht ihre Ausplünderung, mit der Vernichtung die Verwertung ihrer Körper einher. Die Ausstellung endet beim Zahngold. Zugespitzter noch: Sie endet bei einer winzigen, in Samt gebetteten Goldmünze aus schweizerischen Beständen, bei der man annehmen muss, das in ihre Produktion Zahngold der Ermordeten eingegangen ist.

Hier verschärft sich das Problem, das sich beim Umgang mit der Verwissenschaftlichung anbahnte. Es ist das Problem jeder Zuspitzung, die auf ihrem Weg nicht genug Register gezogen hat, um einem suchenden Blick Halt zu bieten. Denn nun geht man den Weg zurück und fragt sich: Wie kamen wir doch gleich von Shylock, dieser Figur, die die Geldschuld als Fleisch eintreiben wollte, zur Münze, die aus dem Körper der Juden buchstäblich Gold werden ließ? Muss das als monströse Umkehrung aufgefasst werden? Mag sein, dass nicht der Anspruch bestand, die Frage zu erörtern, aber durch die Evokation einer historischen Kreisbewegung, die die Vorstellungen über Juden/Geld in Auschwitz enden lässt, drängt sie sich auf. Die Ausstellung gibt auch keinen Hinweis, warum nämliche Vorstellungen bis heute wirkmächtig bleiben konnten. In einer Art Epilog werden eine Handvoll aktueller Versatzstücke des gängigen Stereotyps ausgebreitet, teilweise aus eher abseitigen Quellen. (Subtext: Eigentlich sollte die Katastrophe doch Einsicht in das Überschießende der Vorstellungen bewirkt haben.) Noch einmal wird deutlich, wie wenig sich die Ausstellung für die Mechanismen der Genese und Ermächtigung von Projektionen interessiert. Phänomene wie Antisemitismus ohne Juden oder Antisemitismus nach Auschwitz kommen nicht in den Blick

(der Katalog ist hier ergiebiger). So birgt die Vorstellung von *Juden. Geld.* am Ende eine unangemessene Friedfertigkeit, weil sie die tagesaktuelle Virulenz des Antisemitismus irgendwie erstaunlich erscheinen lässt.

Nachsatz: Ich gehe nicht gern allein ins Museum. Nach einer Ausstellung muss geredet werden. Eindrücke wirbeln durcheinander, Lesarten werden ausprobiert, Kritik wird formuliert und revidiert. Glaubt man endlich einen klaren Gedanken fassen zu können, ist das Recht, ihn den eigenen zu nennen, schon fragwürdig. Kurz: Diese Besprechung verdankt Vieles zwei Mitstellungsbesuchern.

Anmerkung

- 1 Cesare Lombroso, *Der Antisemitismus und die Juden im Lichte der modernen Wissenschaft*, Leipzig 1894, S. 61, der Anatole Leroy-Beaulieu (*Israël chez les nations*, Paris 1893, S. 207 f.) zitiert.